

Frau Jenny Treibel:
»Lieutenant Vogelsang a. D.« und »Mr. Nelson from Li-
verpool«:
Treibels politische und Corinnas private Verirrungen

1

Es mag berechtigt sein, Jenny Treibel und Wilibald Schmidt als »die beiden wichtigsten Figuren«, Hauptgestalt und »zweite Hauptgestalt«,¹ in *Frau Jenny Treibel* zu bezeichnen und zu sagen, daß Jenny als »Titelheldin« die »aus-schlaggebende Stellung innerhalb der Romanwirklichkeit«, Schmidt aber »durch zahlreiche Aufklärungen und Kommentare, das Geschehen im allge-meinen, die Vergangenheit Jennys und ihr Leben im besonderen betreffend«, den »zentralen Ort des Ganzen«² einnehmen. Nur darf man bei dieser Ge-wichtsverteilung nicht aus den Augen verlieren, daß die Frau Kommerzienrat und der Herr Professor, die nur auf eine temperamentsmäßig bedingte sehr unterschiedliche Weise auf die Aktionen anderer reagieren, gerade nicht die eigentlich handelnden Personen des Romans sind, denn das sind die ihnen familiär am nächsten stehenden Gestalten, nämlich Jennys Ehemann und Schmidts Tochter. Diese letzteren sind zudem die beiden, die im Laufe der Handlung eine psychologische Entwicklung durchmachen, indem sie von ih-ren Verirrungen geheilt werden, während Jenny und Schmidt sich das ganze Buch hindurch gleichbleiben.

Der Roman handelt eigentlich davon, daß Treibel Reichstagsabgeordneter werden und Corinna seinen willensschwachen Sohn Leopold heiraten möchte. Es ist deshalb nur folgerichtig, daß schon das zentrale Ereignis der 1. Kapitel, das Diner im Hause Treibel, Schauplatz und Vehikel ihrer Aktivitäten bildet, denn die Ehrengäste des gesellschaftlichen Ereignisses sind genau diejenigen Personen, über die Treibel und Corinna ihrem Ziel näher zu kommen hoffen: Lieutenant a. D. Vogelsang und »Mr. Nelson from Liverpool« (21), die als Rollenträger bei den Vorhaben der beiden aufeinander bezogen sind. Treibel hofiert Vogelsang, weil dieser als »Präsident unseres Wahlkomitees« (23) für ihn den Wahlkampf in Teupitz-Zossen führen und gewinnen soll; und Corinna flirtet mit Mr. Nelson, um Leopold in sich verliebt zu machen. Und so feiert Treibel den Leutnant und den Engländer in seinem Toast »auf zwei liebe Gä-ste, die hier zu sehen ich heute zum ersten Male die Ehre habe«, denn auch als eine Einheit: als »our army and navy« (38).

Walter Müller-Seidel bemerkt in seinem Buch über Theodor Fontane: »Entsprechung ist ein Strukturmerkmal des Erzählens in Fontanes Roman-kunst, das er bewußt einzusetzen versteht.«³ Daß diese zweifellos richtige Beobachtung auch auf Corinna Schmidt und Treibel und durch sie auch auf

Nelson und Vogelsang zutrifft, ist anscheinend bisher für das Verständnis von *Frau Jenny Treibel* nicht fruchtbar gemacht worden. Ja, gerade weil man in der Fontane-Forschung das Aufeinanderbezogenheit des Leutnants und des englischen Kaufmanns nicht wahrgenommen hat, fallen die Urteile über sie so gegensätzlich aus. Wandrey (S. 262) nennt Vogelsang den einzigen bei dem Diner, »der es ganz ehrlich meint«. Er sei »der Solide in dieser bourgeois Scheinwelt, aber die Solidität tritt leider als Borniertheit auf, als Utopismus«, während Müller-Seidel ihn als den »in die Politik verirrten Leutnant Vogelsang« und als »einen hinter der Zeit zurückgebliebenen Prinzipienreiter«⁴ bezeichnet. Ein paar Seiten später dient Nelson dem Verfasser als Beleg, daß »man sicher nicht fehl [geht], *Frau Jenny Treibel* als eine versteckte Huldigung für englische Lebensform, englische Literatur und englischen Humor zu interpretieren«.⁵ Dagegen spricht Richard Brinkmann von dem »flegelhaften Engländer«.⁶ Aber erst die Beantwortung der Frage, was der Fabrikant mit dem Reserveleutnant und die Professorentochter mit dem englischen Kaufmann zu tun hat, läßt ein angemessenes Urteil zu.

Mißt man Treibels Toastformel auf »our army and navy« an der Realität, dann ist sie geradezu hanebüchen falsch. Vogelsang ist »seit wenigstens dreißig Jahren außer Dienst« und hat »mehr die Steifheit eines alten, irgendeiner ganz seltenen Sekte zugehörigen Torf- und Salzinspektors als die gute Haltung eines Offiziers«; und Mr. Nelson erscheint immerhin zu einem Diner so, daß »eigentlich alles die Kritik herausforderte«, denn er kommt, »den ungebürsteten Zylinder im Nacken und reisemäßig in einem gelb- und braunkarierten Anzuge steckend« (21). Dieser Aufzug ist aus 2 Gründen besonders auffällig. Einmal ist er, was immer wieder Verblüffung auslöst und daher immer wieder in den Gesprächen hervorgehoben wird (16, 22, 33, 38, 71), ein Namensvetter des englischen Admirals Viscount Horatio Nelson aus der »navy«, der in den napoleonischen Kriegen die französische Flotte 1798 bei Abukir und 1805 bei Trafalgar besiegte, und verdient deshalb auf der Folie des Seehelden gedeutet zu werden, mit dem er eigentlich nichts gemein hat. Zum anderen wird von Helene Treibel, der als Hamburgerin in absurder Übertreibung alles Englische als der Gipfel der Vornehmheit gilt, so daß ihr Schwiegervater fürchtet, sie werde in dem »im stillen immer gehegten Herzenswunsche, für eine Engländerin gehalten zu werden«, ihre Tochter »noch, auf Vorderzähnezeigen hin, englisch abrichten« (85), über ihn vor seiner Ankunft gesagt, er habe »ganz die Gesetztheit und Wohlerzogenheit, die die meisten Engländer haben. Und dabei immer wie aus dem Ei gepellt.« (20) Man glaubt daraufhin, »einen Ausbund an Eleganz« (21) erwarten zu dürfen.

Sowohl Vogelsang als auch Nelson sind also gerade nicht, was man von ihnen erwartet: ein richtiger preußischer Offizier und ein aristokratischer Seeheld aus dem »meerumgürtete[n] Albion« (35). Aber gerade die Verknennung, gerade das Messen an einem Ideal, dem gegenüber sie Dekadenz-

stufen darstellen, signalisiert, daß etwas mit den Projekten Corinnas und Treibels faul ist, denen die Ehrengäste beim Diner dienen sollen. Die Professorin und der Kommerzienrat wollen mit »our army and navy« Schlachten schlagen, die gerade mit ihnen nicht zu gewinnen sind. Da weder Corinna noch Treibel als groteske Charaktere angelegt sind, verwendet Fontane Karikaturen als Spiegelfiguren, um ihre Verirrungen in leibhaftiger Gestalt vorzuführen. Wer sich mit Vogelsang und Nelson liiert, kann nur auf dem Holzweg sein. Sie haben offenbar etwas mit Treibels und Corinnas Scheitern zu tun. Das politische Ziel des ersteren, der Reichstag, und das private Ziel der letzteren, die reiche Heirat, werden also von Anfang an durch die beiden Ehrengäste miteinander verbunden und als gleich wichtig charakterisiert. Schon daraus läßt sich entnehmen, daß es nicht ratsam erscheint, Treibels Reichstagspläne als peripher und Corinnas Heiratspläne als ausschließliches Handlungszentrum des Romans anzusehen. Erkennt man statt dessen die so verschiedenen Ambitionen der beiden als die 2 Seiten *einer* Medaille, dann erschließen sich auch bisher anscheinend zu wenig beachtete inhaltliche und kompositorische Elemente von *Frau Jenny Treibel*. Anders gesagt: Das Buch ist nicht die Geschichte *einer*, sondern *zweier* Verirrungen, der Treibels in die Politik und der Corinnas in die Familie Treibel.

Die Pläne der beiden entwickeln sich denn auch den ganzen Roman hindurch parallel. Sie werden in den ersten Kapiteln während des Diners über Vogelsang und Nelson *gleichzeitig* vorangetrieben. Sie erreichen in der Mitte des Buches *gleichzeitig* ihren Höhepunkt und ihre Peripetie, denn das 9. Kapitel beschäftigt sich ausführlich mit der Wahlkampagne in Teupitz-Zossen, mit Treibels Hoffnungen und seinen Zweifeln; er liest die Zeitungen vom »Kriegsschauplatz«, erfährt darin, daß sein Wahlagent als »feierlicher Narr« und »Kurpfuscher« (105) gilt und beginnt seine innere Einkehr und Umkehr. Im anschließenden 10. Kapitel verlobt sich Corinna mit Leopold, scheint also ebenfalls ihrem Ziel nahe gerückt. Aber auch hier herrschen Zweifel, nur reflektiert sie Corinna im Unterschied zu Treibel nicht selbst; vielmehr wird die Verlobungsszene auf typisch Fontanesche Weise durch das Arrangement unterhöhlt. Nur »im Schutze einer Haselnußhecke«, »unter diesem Waldesdom« (127) und »im Schatten des hochstehenden Schilfes« (128) wagt sich das junge Paar Treue zu schwören, weil sie Angst haben vor der »stattlich vor (ihnen) dahinschreitenden Mutter« (123) des Bräutigams; und die traurige Strophe des Lenaschen Liedes, das vom Quartett zur gleichen Zeit gesungen wird und das sinniger Weise aus den Schilfliedern stammt, handelt von unerfüllter sehnsüchtiger Liebe.

Während Jenny dann im 12. Kapitel wegen seiner Verlobung mit ihrem Sohn Ärger hat, kommt Treibel von der Wahlversammlung, wo *er* seinen Ärger losgeworden ist, indem er »Vogelsang schmunzelnd« der Kritik »preisgeben« (144) hat.

Einige Kapitel später findet auch das Scheitern der beiden unglücklichen Unternehmungen *gleichzeitig* statt. Treibel erfährt im 14. Kapitel, »daß die Zossen-Teupitzer Wahlkampagne mit einer totalen Niederlage Vogelsangs geendigt« (163) hat, und beschließt, die Politik aufzugeben. Und im selben Kapitel beschließt Corinna, Leopold aufzugeben, indem sie einen Brief von ihm zerreißt. In der Küche bei Frau Schmolke, »deren gesunde Gegenwart ihr wirklich wohlthat« (167), sucht sie Trost in ihrer Verirrung. Sie zerstößt Zimt in einem Mörser, reibt sich an alten Semmeln die Wut aus dem Leib und lehrt die Haushälterin, daß Kochbirnen mit Stengel und Gehäuse zubereitet werden müssen, weil sich sonst das »Adstringens« nicht einstellt, »das heißt, das, was zusammenzieht, erst bloß die Lippen und den Mund, aber dieser Prozeß des Zusammenziehens setzt sich dann durch den ganzen inneren Menschen hin fort, und das ist dann das, was alles wieder in Ordnung bringt und vor Schaden bewahrt« (169). Die Anwendung dieser Erkenntnis auf ihre eigene Situation und die Treibels liegt auf der Hand: Genau diesen Prozeß des Zusammenziehens machen beide gerade durch.

2

Vogelsang und Nelson sind charakterisiert durch die Unfähigkeit einer angemessenen Selbsteinschätzung und bilden daher das genaue Gegenteil von Treibel und Corinna, die beide viel Selbstironie haben. Der Leutnant ist zwar in der »ständigen Furcht des Gefopptwerdens«, trägt aber seine absurden politischen Theorien mit »einer an Komik streifenden Würde« (38) vor; und daß der Engländer »in seiner Art ebenso komisch wirkte, dieser Grad der Selbsterkenntnis lag ihm fern«. Beide können sich zudem von Anfang an nicht leiden. Vogelsang »befestigt sich« bei der Einführung Nelsons »in der langgehegten Vorstellung von der Impertinenz der englischen Nation« (22) und greift in seinem Toast auf den Hausherrn »Englands Aristokratie« an. Umgekehrt nennt Nelson den Reserveleutnant »such an ugly fellow« (38) und ist über Vogelsangs Unterschlagen der Damen in der Anrede bei seinem Toast beschämt. Daß Corinna Nelson gegenüber gerade Vogelsang zum »Peer of the Realm« (39) ernennt, gibt dieser wechselseitigen Ablehnung den ironischen Tupfer.

Zweifellos sind in einem Roman aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, also aus einer Epoche, die in nationalen Kategorien dachte, was für Fontanes Romane wohl nicht genug beachtet worden ist, in diesen Gestalten auch bestimmte nationale Charakterzüge bewußt übertrieben dargestellt: das Preußisch-Militaristische bei Vogelsang und das Englisch-Legere bei dem »Sohn Albions« (76). Der »automatenhaft[el]« Leutnant a. D. trägt noch 30 Jahre nach seiner aktiven Dienstzeit Uniform mit »Helm und Degen« (21), was auf

ein Übermaß an Zwang hindeutet; er ist immer im Dienst. Dagegen erscheint Nelson zu der Einladung ganz salopp in Reisekleidung, was auf ein Übermaß von Zwanglosigkeit hindeutet; er ist immer privat. In beiden ist daher ausgedrückt, daß die Dinge nicht mehr sind, wie sie waren. Die Namensgleichheit des Kaufmanns aus Liverpool mit dem aristokratischen Seehelden beleuchtet den Weg, den England im 19. Jahrhundert gegangen ist: Aus der Adelsgesellschaft ist die Handelsnation geworden, aus Lord Nelson »Nelson & Co.« (11). Pastor Lorenzen in *Der Stechlin* weist auf genau diese Entwicklung hin und verurteilt sie scharf - schärfer wohl als der eher liebenswerte Mr. Nelson es verdient: »Sie sind drüben schrecklich heruntergekommen, weil der Kult vor dem goldenen Kalbe beständig wächst; lauter Jobber und die vornehme Welt obenan. Und dabei so heuchlerisch; sie sagen ›Christus‹ und meinen Kattun.« (DS 224)

Vogelsang ist eine besonders wenig liebenswerte Variante des preußischen Offiziers: besserwisserisch, voller Vorurteile, verbohrt, obsolet. Majorin Ziegenhals sagt von ihm: »Er scheint noch ein Vorachtundvierziger; das war damals die Epoche der sonderbaren Lieutenants, aber dieser übertreibt es.« (30) Wie sich später beim Ausflug nach Halensee herausstellt, ist aber gerade das Ansehen der Reserveleutnants außerordentlich groß, und so wird Vogelsangs kläglicher Abfall gegenüber dem Ideal um so auffälliger.

Es gibt also bei beiden eine Diskrepanz zwischen der Realität und dem assoziativen Hintergrund, auf dem sie erscheinen, und diese Diskrepanz drückt sich auch in ihren Namen aus, die beide falsch sind. Nelson ist gerade nicht der Admiral, und Vogelsang ist, wie Corinna und der Engländer sich im Gespräch einig sind, »kein Singvogel [...] er ist bloß ein Kakadu« (46). Beide gehören damit in die bourgeoise Sphäre der Treibels, die geradezu von solchen nichtstimmigen Namen wimmelt, was auf die generelle Nichtstimmigkeit dieser Welt deutet. Der Polizeiassessor mit Namen Goldammer erzählt am liebsten schlüpfrige Geschichten; Majorin Ziegenhals ist wider Erwarten »korpulent« und Fräulein von Bomst umgekehrt »*nicht*korpulent«, so daß der alte Treibel »eine Vertauschung der Namen für angezeigt gehalten« (23) hätte. Selbst auf den Namen Treibel trifft diese Verkehrtheit zu, denn Jenny findet, ihr Mann »rückt nicht höher hinauf [...] und es wird so bleiben« (139), und ihre Söhne sind von seltener »Temperamentlosigkeit«: »Ich weiß nicht, wo beide Jungen diese Milchsuppenschaft herhaben. Zwei geborene Berliner, und sind eigentlich, wie wenn sie von Herrnhut oder Gnadenfrei kämen.« (85)

Der Name stimmt also nirgendwo mit der Person überein, und ebenso gibt es auch eine Diskrepanz zwischen Corinnas und Treibels Persönlichkeit und ihren Plänen.

Leutnant Vogelsang, den Cartland⁷ die einzige Karikatur unter Fontanes Offizieren nennt, ist niemandem sympathisch, nicht einmal Treibel selbst, der ihn doch als »agent provocateur in Wahlsachen« (18) angestellt hat. Er gesteht, »eigentlich ist mir der Kerl ein Greuel« (19), und rechtfertigt seine Verbindung mit ihm nur mit seiner Brauchbarkeit: »Aber er ist ein Politiker« (31) und versteht sein Metier, so sagt man mir allgemein« - ein folgenschwerer Irrtum. »Und ich kann ihn, wie die Dinge mal liegen, nicht mehr entbehren, so wenig, wie ich ihn heute habe einladen müssen.« (18) Auf Jenny wirkt er geradezu diabolisch, »dieser fürchterliche Mensch, dieser Mephisto mit Hahnenfeder und Hinkefuß« (27 f.). Was Nelson von ihm hält, ist schon erwähnt worden, und die Majorin Ziegenhals findet, er ist ein »Gespenst«, »Karikatur durch und durch«, ein »Don Quixote« (30 f.).

Schon sein erstes Auftreten gibt dem Leser zu denken: »Er schien Auseinandersetzungen mit dem Kutscher zu haben« (21), als er bei Treibels vorfährt; und wenn ihn der Leser besser kennt, kann er zurückschließen, daß er sich vermutlich mit dem Droschkenkutscher um die Höhe des Fahrpreises gestritten hat, denn er ist knapp bei Kasse und benutzt seine politischen Aktivitäten für Treibel dazu, Geld aus ihm herauszupressen; in seinen Telegrammen aus dem Wahlkreis Teupitz-Zossen bittet er um nichts anderes als in immer dringlicheren Tönen um finanzielle Zuwendungen: »Geldanweisung nach Teupitz hin«, »Anweisung noch nicht eingetroffen. Bitte dringend«, »Anweisung inzwischen empfangen. Bitte weiteres nach Groß-Rietz« (101 f.).

Seine politischen Ansichten sind wie das Stichwort »Royaldemokratie«, unter dem sie laufen, ein Widerspruch in sich und völlig abstrus. Er möchte zugleich »den fortschrittlichen Drachen« und den »Vampiradel, der immer bloß saugt und saugt« bekämpfen und landet damit in extremkonservativem Sektierertum, denn von den beiden »große[n] Mächte[n], denen ich diene: Volkstum und Königtum«, verachtet er in Wirklichkeit die erste: »Ich erkenne mein Ideal in einem Plateau, mit einem einzigen, aber alles überragenden Pic. [...] Dabei streng geschiedene Machtbefugnisse. Das Gewöhnliche, das Massenhafte, werde bestimmt durch die Masse, das Ungewöhnliche, das Große werde bestimmt durch das Große. Das ist Thron und Krone.« (38 f.).

Was soll das wohl, umgesetzt in praktische Politik, heißen? Es ist eine fixe Idee, bei der sich hinter großen Worten ein Mangel an Substanz verbirgt. Auch Treibel erkennt schließlich, durch welchen Blödsinn er sich hat einfangen lassen und daß dahinter finanzielle Motive stehen:

Unter diesen Knickstiebln, die sich einbilden, schon vor vierzig Jahren die Hydra zertreten zu haben, sind immer etliche Zirkelquadratur- und Perpetuum-mobile-Sucher, immer solche, die das Unmögliche, das

Sich-in-sich-Widersprechende zustande bringen wollen. Vogelsang gehört dazu. Vielleicht ist es auch bloß Geschäft; wenn ich mir zusammenrechne, was ich in diesen acht Tagen ... (105)

Daß Vogelsang selber »saugt und saugt«, geht aus seinen Telegrammen hervor, und so ist die feierliche Erklärung, »in dem Zeichen absoluter Selbstlosigkeit müssen wir siegen«, offenbar eine Lüge. Sein Kampf gegen das »Quitzwortum« (43), also den machthungrigen Adel, erweckt zudem den Eindruck, als kompensiere er dafür, daß er selbst keinen Adel hat, worauf Nelson hinweist (39) und was möglicherweise für seinen geringen militärischen Rang verantwortlich ist. Daß gerade dieser Mann findet, es werde »namentlich unter zu starker Wahrnehmung persönlicher Interessen regiert« (103), entlarvt ihn als Heuchler.

Aber es ist genau dieses Vorgeben idealistischer Ziele bei gleichzeitigem Verfolgen eigener Interessen, worin Treibel ihm in dem Augenblick gleicht, wo er sich in der Politik von ihm vertreten läßt, denn auch Treibels politische Motive sind höchst dubios. Er will nicht in den Reichstag, weil er sich sachlichen Zielen verschrieben hat; ihm sind politische Überzeugungen durchaus nicht wichtig, und auch Vogelsang akzeptiert er »mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe« (31). Von Anfang an ist seine politische Aktivität Akt des Opportunismus. Auch ihn lernt der Leser in einer sehr bezeichnenden Situation kennen. In einer Geste der Selbstverleugnung verdeckt er das liberale *Berliner Tageblatt*, das er eigentlich gerne lesen möchte, durch das konservative *Deutsche Tageblatt*, weil sein sektiererischer Wahlmanager sonst nicht mit ihm einverstanden ist. Auch widerspricht ihm im Grunde jeder Fanatismus à la Vogelsang: »Ein leidlich gescheites Individuum kann eigentlich gar nicht fanatisch sein. Wer an einen Weg und eine Sache glaubt, ist allemal ein Poveretto; und ist seine Glaubenssache zugleich er selbst, so ist er gemeingefährlich und eigentlich reif für Dalldorf.« (19)

Seine Entscheidung für Vogelsang ist also eigentlich ein Verrat seiner Überzeugungen. Beim Diner hat er Gelegenheit zu erläutern, warum er sich trotzdem in die Politik verirrt, denn seine Tischnachbarin, Majorin Ziegenhals, »eine rechte Cousine von dem Zossener Landesältesten« (24) und daher nützlich für die Wahlkampagne, sagt ihm gerade heraus:

warum verirren Sie sich in die Politik? [...] Sie verderben sich Ihren guten Charakter, Ihre guten Sitten und Ihre gute Gesellschaft. [...] was wollen Sie mit Konservatismus? [...] Jeder Lebensstellung entsprechen auch bestimmte politische Grundsätze. Rittergutsbesitzer sind agrarisch, Professoren sind nationale Mittelpartei und Industrielle sind fortschrittlich. Was wollen Sie mit dem Kronenorden? Ich, wenn ich an Ihrer Stelle

wäre, lancierte mich ins Städtische hinein und ränge nach der Bürgerkrone. (31)

Treibel erklärt ihr daraufhin: »unsereins rechnet und rechnet und kommt aus der Regula-de-tri gar nicht mehr heraus, aus dem alten Ansatz:

›wenn das und das soviel bringt, wieviel bringt das und das.« Und sehen Sie nach demselben Ansatz hab' ich mir auch den Fortschritt und den Konservatismus berechnet und bin dahinter gekommen, daß mir der Konservatismus, ich will nicht sagen mehr abwirft, das wäre vielleicht falsch, aber besser zu mir paßt, mir besser kleidet. (32)

Was er sich ausgerechnet hat, ist, daß er so am besten, wie er seiner Frau erläutert, »Generalkonsul« werden kann, um »von dem Baum seiner Politik auch für die weibliche Eitelkeit noch goldene Früchte zu heimsen« (25), woran Jenny aber nicht glaubt. Ihm sind die »drei Orden en miniature, unter denen ein rumänischer der vollgültigste war [...] wirklich zu wenig«. Daß er gerade dieses persönliche Motiv mit dem Satz »Was tut man nicht alles als Bürger und Patriot« (19) kommentiert, bringt ihn in die Nähe von Vogelsangs Heuchelei.

Ohnehin hat Treibel sich zur Wahl in eine Gegend verirrt, vor der er sich hüten sollte, denn Teupitz-Zossen, so wird dreimal ausdrücklich bemerkt (18, 28, 151), liegt an der *wendischen* Spree, in einer »höchst interessante[n] Gegend [...] mit allerlei Wendengöttern, die sich, bis diesen Tag in dem finsternen Geiste der Bevölkerung, aussprechen sollen« (28), wie Jenny zu berichten weiß. Bedenkt man, welche Rolle das Heidnisch-Wendische etwa in *Effi Briest* spielt, wo es immer wieder in Verbindung mit Effis Verstoß gegen den Sittenkodex der Zeit gebracht wird,⁸ dann erscheinen schon vom Ort her Treibels Wahlanstrengungen als eine Verirrung. Ohnehin ist der Kreis dadurch leicht anrühlich, daß der Bürgermeister von Storkow dort 1844 auf den preußischen König geschossen hat, worüber sich Jenny und Vogelsang beim Diner unterhalten.

In Vogelsang sind also Treibels politische Sünden verkörpert. Er stellt dar, wohin der Industrielle sich zu seinem Schaden verirrt, in eine Mischung von abstrusem politischem Konservatismus, durchsetzt mit Ressentiment und Egoismus, und in eine politisch dubiose Gegend, die Treibel selbst anscheinend nie betritt. Die Reaktionen der Presse auf Treibels Wahlkampagne lassen erkennen, daß man Vogelsang für einen »feierlichen Narren«, einen »Kurpfuscher« (105), einen Reaktionär hält und daß es für Treibel besser gewesen wäre, bei seinen alten gemäßigt liberalen Einstellungen zu bleiben: »Außerdem sind sie jetzt bei der ›Nationalzeitung‹ halbe Hofpartei, gehen mit den Freikonservativen zusammen. Es war eine Dummheit von mir, daß ich ab-

schwenkte. Wenn ich gewartet hätte, könnt' ich jetzt, in viel besserer Gesellschaft, auf Seiten der Regierung stehen.« (105)

Diese Bemerkungen beziehen sich offenbar auf die Veränderung, die die Nationalliberale Partei, die stärkste Fraktion des Reichstags im 1. Jahrzehnt des Kaiserreichs, durchmachte, auf deren Unterstützung Bismarck mit seiner Politik während dieser Zeit angewiesen war. Der Schwenk nach rechts, den der Kanzler 1878 kultur-, sozial- und wirtschaftspolitisch vollzog (Ende des Kulturkampfes, Sozialistengesetze, Schutzzollpolitik), führte zur Zersplitterung der Nationalliberalen Partei die sich über ihre Einstellung zur neuen Politik nicht einig war. Der linke Flügel, die sogenannte Sezession, spaltete sich ab 1880 ab und bildete 1884 mit der Deutschen Fortschrittspartei die Freisinnige Partei. Der rechte Flügel trennte sich schon 1879 von dem Hauptstrom der Partei suchte Anschluß bei den Freikonservativen und wurde dadurch, wie Treibel es nannte, »halbe Hofpartei«. Wäre er wie die *Nationalzeitung* diesem rechten Flügel gefolgt, dann wäre er jetzt bei der Regierung persona grata und hätte viel bessere Chancen, seine persönlichen Ziele zu verwirklichen. Da der Roman, wie sich aus dem Text entnehmen läßt, von Mai bis Juli 1886 stattfindet,⁹ hatten diese Verschiebungen der politischen Landschaft erst vor ganz kurzer Zeit stattgefunden.

Statt klug zu handeln, hat sich Treibel nun von dem »dummen Kerl und Prinzipienreiter« Vogelsang sein öffentliches Renommee ruinieren lassen, wie ihm die Presse deutlich zu verstehen gibt: »Es ist zweifellos ein Unglück«, so hieß es in den Organen der Gegenpartei, »so beschränkt zu sein wie Lieutenant Vogelsang, aber eine solche Beschränktheit in seinen Dienst zu nehmen, ist eine Mißachtung gegen den gesunden Menschenverstand unseres Kreises. Die Kandidatur Treibel scheidet einfach an diesem Affront.« (163)

So bleibt ihm, wie bald darauf auch Corinna bei ihrem ebenso falschen Ehrgeiz, nichts anderes übrig, als einen völligen Rückzieher zu machen. Er gibt die Politik auf, wie Corinna das Geld: »Ich werde mich aus der ganzen Geschichte herausziehen, und zwar für immer; der Gebrannte scheut das Feuer.« (106) Vielleicht ist es besser so, denn Marcell Wedderkopp hatte schon vorher vermutet, »wenn er in seinem Zossener Kreis gewählt würde, lebte er keine fünf [Jahre] mehr« (77).

Daß Jenny von Anfang an »kritisch ablehnend [...] zu dieser Sache« (102) stand, braucht nicht zu verwundern. Sie verirrt sich nicht, wenn es auf das nüchterne Handeln ankommt, in Regionen, die sich der Regula-de-tri entziehen. Und so hat Treibels Seitensprung in die Politik, wie sich auf der Folie seiner skeptischen Frau erweist, doch etwas Positives, weil es ihn aus seiner beschränkten Welt vorübergehend hinausgelockt hat; und das ist wohl der Grund, weshalb Fontane zu guter Letzt von dem Kommerzienrat sagt: »Er war [...] trotz [Hervorhebung hinzugefügt] seines politischen Gastspiels auf der Bühne Teupitz-Zossen« (149) ein Bourgeois.

Verkörpert Vogelsang Treibels *Sünden*, so Nelson Corinnas *Illusionen*. Sie wird beim Diner neben ihn gesetzt und flirtet mit ihm, um Leopold Treibel zu bezirzen, den sie heiraten möchte - nicht weil sie ihn liebt, sondern weil sie reich werden möchte oder, wie sie selber sagt, weil »ein Hang nach Wohlleben, der jetzt alle Welt beherrscht, mich auch in der Gewalt (hat), ganz wie alle anderen [...]« (54). In einer der typischen sprechenden Gesten Fontanes wird Corinnas Position zwischen den beiden Männern bei der diskutierten »Kunststoffereifrage« veranschaulicht, denn sie will Mr. Nelson um seine »Zigarre bitten und meinem Freunde Leopold Treibel ein Loch in den Rock brennen, hier gerade, wo sein Herz sitzt« (36). Aber indem sie mit dem Engländer ihr Spiel treibt, um den Fabrikantensohn zu gewinnen, setzt sie gewissermaßen den einen an die Stelle des anderen und hofft, die Magie seines »weltberühmten Heldenname[n]s« (38) und der Eigenschaften, die damit verbunden sind, werden in Leopold Wunder an Heldenmut vollbringen.

Und ähnlich auch aus Leopolds Perspektive: Indem er in seiner Beziehung zu Corinna auffällig häufig immer wieder auf Nelson hinweist, der für ihn angeblich »der beste Mensch und mein einziger Vertrauter ist« (126), versucht er sich gewissermaßen dessen Identität anzueignen, um seines Erfolges bei Corinna gewiß zu sein. Immer wieder beschwört er den Namen Nelsons herbei, wenn er sich Corinna nähert. Vor der Verlobung vergegenwärtigt er sich den Rat des Engländers, »pluck« (98) zu haben; beim Ausflug nach Halensee kommt er zu spät, »weil er durchaus an Mr. Nelson zu schreiben habe« (111); beim Verlobungsgang um den See findet er es »Hellseherei« (124), daß Corinna rät, wer ihr Grüße bestellen läßt, und macht ihr auf dem Umweg über Nelson seine Komplimente: »Sie sollten nur lesen, was Mr. Nelson über Sie geschrieben hat; mit amusing fängt es an, und dann kommt charming und high-spirited, und mit fascinating schließt es ab.« (124) Und: »Und wenn der gute Nelson [...] dies alles gehört hätte, so würd' er begeistert sein und von ›capital fun‹ sprechen [...]« (126) In dem Brief, den Corinna zerreißt, schlägt er sogar vor, zu Mr. Nelson zu fliehen: »Ich schwanke noch, wohin, denke aber England; da haben wir Liverpool und Mr. Nelson, und in zwei Stunden sind wir an der schottischen Grenze.« (166)

Im Zeichen Nelsons also versuchen Corinna und Leopold zu siegen; und die militärische Vokabel erscheint dabei nicht unangebracht, denn einmal versichern sie sich immer wieder, wie sehr sie kämpfen müssen, um an ihr Ziel zu kommen. Aber zum anderen ist es ja gerade die Namensgleichheit des Kaufmanns mit dem großen Admiral, die bloß illusionäre Beziehung Nelsons zu seinem Namensvetter, die sie zu ihren falschen Hoffnungen verleitet. Treibel fordert Corinna geradezu auf: »Bemächtigen Sie sich Nelsons [...] Victory and Westminster-Abbey: das Entern ist diesmal an Ihnen.« (24) Und Corinna

selbst erklärt bei Tisch Mr. Nelson ausdrücklich zum Experten für die Siege des Seehelden. Der Sieg bei Abukir wird diskutiert, und man einigt sich, daß von den beiden dafür nötigen Voraussetzungen, »eine geniale Disposition und ein heroischer Mut«, das letztere das Wichtigere sei. Das wird auch Corinna erfahren, denn ihre eigene geniale Disposition, z. B. der Umweg über Nelson, kann die fehlende »heroical courage« auf Seiten Leopolds nicht ersetzen. »Ich bin für das Heroische«, sagt sie, »weil es so selten ist« (34), und in diesem Motiv des Heldischen und seinem Fehlen liegt der eigentliche Angelpunkt der Rolle Nelsons bei der Verlobung. Über seinen unstimmgigen Namen weckt er Erwartungen, die er nicht erfüllen kann, denn er ist nicht Viscount Nelson, sondern teilt mit Leopold das Unheldische, weil er genau wie dieser etwas Knabenhaftes hat; er wirkt »auch jetzt noch, wie ein Junge« (21) und macht im übrigen selbst keinerlei Versuch, Corinna zu erobern. Diese sagt andererseits von Leopold: »Sie haben eben nicht jene ›heroical courage‹, zu der sich dear Mr. Nelson so bedingungslos bekannt hat. Ganz im Gegenteil.« (34)

Und trotzdem baut sie nun, getäuscht durch die Nelson-Assoziationen, ihre ganze Strategie auf den Heldenmut Leopolds auf und muß am Ende resignierend, aber zur Einsicht gekommen, erkennen, »daß er kein Held ist. Und mit meiner Einbildung, ihn zum Helden umschaffen zu können, ist es auch vorbei.« (166) So wird sie für ihre mangelnde Wahrhaftigkeit, für die vorge-spielten Gefühle durch Leopolds mangelnde Heldenhaftigkeit gestraft und lernt in der Welt der menschlichen Gefühle - wie Treibel in der Politik - daß die Regula-de-tri nicht überall gilt. Sie heiratet ihren Vetter, an dessen »Heldenschaft« (35) sie schon bei dem Diner nicht gezweifelt hat.

5

Corinna mochte sich über die Erfolgsaussichten ihres Heiratsplans wegen des in ihrer Beziehung mit Leopold herumspukenden Heldennamens Nelson täuschen, der aufmerksame Leser konnte es nicht. Er hat genug Signale erhalten, daß aus dieser Verlobung nichts werden kann.

So erklärt Corinna Marcell, sie habe bei dem Flirt mit Leopold »unser altes Evarecht, die großen Wasser spielen zu lassen« (53), ausgeübt, aber in Wirklichkeit gehören die großen Wasser Treibel und nicht ihr. Als Zeichen seines Wohlstands, wie Majorin Ziegenhals erwähnt, spielen sie in seinem Garten. Mehrmals wird während des Essens in der Treibelschen Villa darauf hingewiesen (24, 25, 31, 45, 49), »wie draußen im Garten der Strahl des Springbrunnens plätschernd ins Bassin fiel« (49). Aber als Corinna sich mit Nelson und Leopold an seinen Rand setzt, da hat »ein plötzlich sich aufmachender Windstoß [...] dem Wasserstrahl eine Richtung genau nach der Stelle hin gegeben, wo sie saßen«, so daß sie »mit einer Flut von Spritzwasser überschüt-

tet« (46) werden. Die Wasser spielen mit Corinna, nicht sie mit ihnen; und ihr Vetter sagt später: »du mußt [...] die großen Wasser an der rechten Stelle, das heißt also vor den rechten Leuten springen lassen, vor solchen, wo's paßt, wo's hingehört, wo sich's lohnt.« (53)

Daß gerade der Garten mit dem Springbrunnen das Zentrum von Treibels Wohlbehagen ist, ist übrigens eine ironische Reflexion »über das Hortikulturliche des Paradieses« (62), das bei Schmidts Abend diskutiert wird. Den Garten haben eben unterdessen die reichen Bourgeois; das Paradies hat seinen Platz gewechselt. Überhaupt weisen auch scheinbar ganz belanglose Details der beiden Gesellschaften, die Besitz- und Bildungsbürgertum charakterisieren, aufeinander hin, so auch beim Motiv des Heldischen, denn während Corinna in der falschen Welt einen Helden sucht, hat man bei Schmidt Verständnis mit jemandem, der sich »etwas unheldisch benommen« hat: »Drücken wir ein Auge zu, meine Herren. Ich habe dreißig Recontres mitgemacht, und ich muß Ihnen sagen, ein Tag ist nicht wie der andere, und der Mensch ist ungleich und das Herz auch und der Mut erst recht. Ich habe mich manches Mal auch feige gefühlt. Solange es geht, muß man Milde walten lassen, denn jeder kann sie brauchen.« (60)

Auch Leopolds Morgenritt nach Treptow im 8. Kapitel läßt schon vor der Verlobung keine Hoffnung zu, denn diese Episode ist ein Musterbeispiel für eine in Fontanes Sinn symbolisch durchkomponierte Szene. Leopold wird darin durch seine Gesten und Handlungen und durch seine Umwelt so vollkommenen als willensschwacher Mensch gespiegelt, daß der Leser eine psychologische Analyse der Gestalt gar nicht braucht. Sein Pferd zwingt ihn, Schritt zu gehen, »so sehr er sich wünschte, davonstürmen zu können«. Der Pferdejunge des Restaurants ist ein Krüppel, denn ihm fehlt ein Arm, und so verliert Leopolds Versuch, die Schande, bei den Gardedragonern »wegen zu flacher Brust nicht angenommen worden zu sein« (93), durch einen 2stündigen täglichen Ritt wettzumachen, von vornherein an Überzeugungskraft. Er unterwirft sich beim Frühstück dem auf Jenny zurückgehenden Gebot des Kellners, der als Behütender wohl nicht umsonst Mützell heißt, nicht Kaffee, sondern Milch zu trinken,¹⁰ steht also sogar unter dem Diktat seiner Mutter, wenn diese gar nicht da ist. Er träumt, Zeichen in den Sand malend, vor sich hin, was ihn mit dem ebenfalls willensschwachen Waldemar von Haldern in *Stine* (S 86) verbindet. Er sieht voller Sehnsucht einem »mit großem Segel flußabwärts fahrenden Spreekahn« (98) nach, was Corinnas früher geäußerte Hoffnung, ihn als »das aufzusetzende große Marssegel« zu benutzen, »das bestimmt ist, mich bei gutem Wind an ferne, glückliche Küsten zu führen« (55), als vergeblich erscheinen läßt. Zudem ist er in Treptow ausgeschlossen von der Gesellschaft, die in diesem Augenblick unter Musik auf einem Schiff die Spree entlang und ausgerechnet an der »Liebesinsel« vorbeifährt. Statt mit Corinna in die Ferne zu segeln, wie sie es erträumt, reitet er

beim Anblick des Dampfers nach Hause zurück, »um sich eine Reprimande« für das Zuspätkommen zu »ersparen« (99).

Eine Geste von Leopolds Ohnmacht und Nachgiebigkeit vor der Verlobung verbindet ihn dabei in dieser Szene mit Corinna in ihrer ganz ähnlichen Lage nach dem Abbruch der Verlobung. Es sind die frechen Spatzen, die ihnen ungeniert zu Leibe rücken. Von Leopold heißt es:

Er unterbrach sich, weil eben jetzt die sich um ihn her sammelnden Sperlinge mit jedem Augenblicke zudringlicher wurden. Einige kamen bis an den Tisch und mahnten ihn durch Picken und dreistes Ansehen, daß er ihnen noch immer ihr Frühstück schulde. Lächelnd zerbrach er ein Biskuit und warf ihnen die Stücke hin, mit denen zunächst die Sieger und, alsbald auch ihnen folgend, die anderen in die Lindenbäume zurückflogen. (99)

Ganz ähnlich geht es Corinna in der Küche:

In diesem Kasten standen mehrere Geranien- und Goldlacktöpfe, zwischen denen hindurch die Sperlinge huschten und sich in großstädtischer Dreistigkeit auf den am Fenster stehenden Küchentisch setzten. Hier pickten sie vergnügt an allem herum, und niemand dachte daran, sie zu stören. [...] Ein Sperling hatte zugehört, und wie durchdrungen von der Richtigkeit von Corinnas Auseinandersetzungen, nahm er einen Stengel, der zufällig abgebrochen war, in den Schnabel und flog damit auf das andere Dach hinüber. (167, 169)

Auffällig gleich ist in beiden Fällen auch die Pause des Nachdenkens, die unmittelbar auf diese Szene folgt. Bei Leopold: »Aber kaum, daß die Störenfriede fort waren, so waren für ihn auch die alten Betrachtungen [über seinen Mangel an Mut] wieder da.« (99) Und bei Corinna: »Die beiden Frauen aber verfielen in Schweigen und nahmen erst nach einer Viertelstunde das Gespräch wieder auf.« (169)

Unmittelbar vor der Verlobung wird Leopolds mangelnde Heldenhaftigkeit dem Leser noch einmal eindringlich vor Augen geführt, denn statt auf stolzen Rossen kommt er »in einer langsam herantrottenden Droschke« (113) zu dem Ausflug nach Halensee; statt, wie sein Vater findet, »wie ein junger Gott« zu erscheinen, naht er, »als ob er hingerichtet werden sollte« (114). Durch diese Anfahrt ist sein Verlobungsbekanntnis, er sei so glücklich, »daß ich mir Schwierigkeiten und Kämpfe beinahe herbeiwünsche« (128), durch das Szenische schon im voraus widerlegt.

Leopold weiß vor der Verlobung in Treptow schon genau, »ich bin kein Held, und das Heldische läßt sich nicht lernen« (99); Corinnas Pessimismus

äußert sich *nach* der Verlobung indirekt. Sie kommt von Halensee nach Hause zurück und fühlt sich krank - eine eigenartige Reaktion bei einem jungen Mädchen, das sich vor einer Stunde verlobt hat. Der Kopf ist ihr benommen, im Magen ist ihr eigenartig, und sie kann nur hoffen, »daß sie noch mal durchkommen und alles glücklich überstehen werde« (131) - doppeldeutige Worte. Frau Schmolke vermutet, »es wird wohl nur ein bißchen feucht gewesen sein, ein bißchen neblig und Abenddunst«, worauf Corinna antwortet: »Ja, neblig war es gerade, wie wir neben dem Schilf gestanden sind.« (130) Es macht fast den Eindruck, als ob das nicht nur für die Natur zutrifft; auch in ihrem Inneren war es bei der Verlobung »neben dem Schilf« wohl »neblig«. Die Verlobung hat sie krank gemacht, aber ihre eigene Welt, das Zuhause und die Schmolke, stellen sie schnell wieder her, so daß sie bald in die Schinkenstulle beißen kann, die die Haushälterin eigentlich für sich selbst zubereitet hat.

Corinnas Verkennen von Mr. Nelson und ihr Verkennen von Leopolds Mangel an Heldenmut bedingen einander. Sie verdient nicht, ihre Schlacht trotz »genialer Disposition« zu gewinnen, weil sie sich dabei selbst verrät und die Gefühle dem Kalkül zu opfern bereit ist, was sie mit Jenny Treibel auf eine Stufe stellen würde. Das mahnende Glockenspiel vom Turm der Parochialkirche »Üb immer Treu und Redlichkeit«, das sie ihrem Vetter gegenüber auf dem Nachhauseweg von Treibels viermal auf einer Seite wiederholt, ruft die typische Überreaktion des schlechten Gewissens hervor. Ihr Bekenntnis zu ihrem Verlobten, »ein Leben voller Glück und Liebe liegt vor uns« (127), ist in Wirklichkeit die Absage an alle Redlichkeit, ist Lüge, und Jenny, wie so viele Gestalten in diesem Roman, blind für die eigenen Schwächen, aber mit wachem Sinn für die anderer, sagt denn auch auf Corinnas pathetisches »Aber meine Gefühle, gnädigste Frau ...«, ein schlichtes »Bah« (159). Auch Marcell weiß: »Alles ist Berechnung.« (77), und verwendet damit genau das Stichwort, das Treibel als Entschuldigung für seine Verirrung in die Politik benutzt hatte: »Unsereins rechnet und rechnet ...«

Aber Treibels Berechnungen werden falsch, wenn er sich aus seiner Bourgeoiswelt hinaus-, Corinnas, wenn sie sich in sie hineinbegibt. Beide mißbrauchen einen Bereich menschlichen Lebens, indem sie sein Eigenrecht dem bloßen Kalkül opfern, Treibel die Welt der gesellschaftlichen Ordnung und Corinna die der Gefühle. Sie ist bereit, diese ihrem Drang nach Geld zu opfern und dabei einen Schlappschwanz als Ehemann in Kauf zu nehmen. Erst Frau Schmolkes Erzählung von ihrer Ehe und ihre Botschaft »Liebet euch untereinander« (170) hat eine kathartische Wirkung und führt sie zur Umkehr von »meine[r] Verirrung« (181).

Frau Schmolkes lange Ehegeschichte aber trägt noch auf eine weitere Weise zum Verständnis des Romans bei und muß einbezogen werden in die Analyse von Treibels und Corinnas Fehlern.

Ein letztes Mal wird das Motiv von Nelsons heldischem Namensvetter bei Corinnas Hochzeit verwendet. Wenn der Engländer zur Vermählung ein Telegramm mit dem berühmtesten Zitat des Admirals schickt, »England expects that every man will do his duty« (185), dann bestätigt das, daß er selbst viel eher das moderne bourgeoise England repräsentiert, denn er verwendet das ursprünglich soldatische Zitat in sexuellem Sinn. Es bildet aber ein offenbar bisher übersehenes Element der Darstellung des Besitzbürgertums in Fontanes Roman, daß die Welt des Geldes durchsetzt ist von erotischer Anrührigkeit. Die heute in der Kapitalismus-Diskussion so beliebte Formel von der Obszönität des Geldes ist, umgesetzt in Bild, Wort und Handlung, in *Frau Jenny Treibel* schon vorhanden. Das Haus Treibel ist getaucht in eine Atmosphäre sexueller Gewagtheiten.

Treibel und die Majorin Ziegenhals, in der man eine ehemalige Fürstengeliebte vermutet und die man deshalb als »Lady Milford« (41) bezeichnet, streifen in ihren Gesprächen bei Tisch »allerlei Sittlichkeitsprobleme, zu deren Lösung er sich, als geborener Berliner, besonders berufen fühlte. Die Majorin gab ihm dann einen Tipp mit dem Finger und flüsterte ihm etwas zu, das vierzig Jahre früher bedenklich gewesen wäre, jetzt aber [...] nur Heiterkeit weckte. Meist waren es harmlose Sentenzen aus Büchmann oder andere geflügelte Worte, denen erst der Ton, aber dieser oft sehr entschieden, den erotischen Charakter aufdrückte« (30).

Tatsächlich sind für den heutigen Leser die sexuellen Anspielungen so harmlos, daß er sich fragt, warum »die Ziegenhals [...] Blicke mit Treibel (wechselte)« (39). Kaum hat der Kommerzienrat sich mit Vogelsang nach dem Essen zu Schnaps und Zigarre zurückgezogen, da wartet er auf das Erscheinen von Polizeiassessor Goldammer - der Name ist schon interpretiert worden und spricht im Zusammenhang mit Vogelsang Bände -, und Otto Treibel eilt ebenfalls herbei, »weil er von langer Zeit her die der Erotik zugewendeten Wege kannte, die Goldammer bei Likör und Zigarren regelmäßig und meist sehr rasch, so daß jede Versäumnis sich strafte, zu wandeln pflegte«. (43) Treibel und Vogelsang haben unterdessen schon über den »einen Meter Brustweite« der Majorin ein paar Worte gewechselt; und daß er Vogelsang gleich aufgefallen ist, deutet Treibel als gutes Zeichen: »Und es freut mich, daß Sie ein Auge für solche Dinge haben. Da bezeugt sich das alte Lieutenantsblut« (23) - eine, gerade auf Vogelsang angewendet, haarsträubende Bemerkung.

Jennys Gesellschafterin, Fräulein Honig, fürchtet sich vor dem Kommerzienrat, »weil sie trotz des guten Rufes, dessen sich Treibel erfreute, doch von einem ängstlichen süßen Gefühl überrieselt wurde« (107), und Jenny hätte ein »Hausmädchen, eine hübsche Blondine, [...] mit Rücksicht auf Leopolds »mo-

res< beinahe nicht engagiert«. Vielleicht wäre das besser gewesen, denn sie steht bei Treibels Heimkehr von der Wahlversammlung am Gitter »und sprach lebhaft und unter Lachen mit einem draußen auf dem Trottoir stehenden ›Cousin« (144). Treibel vermutet, sie habe ein Verhältnis, und Jenny fürchtet sogar, sie werde als Spreewälder Amme enden, vermutlich, wenn sie ein uneheliches Kind bekommt. Als Jenny dann ihrem Mann Leopolds Verlobung verkündet, hat dieser zunächst »was von kleiner Soubrette, vielleicht auch von ›Jungfrau aus dem Volke« erwartet« (146). Sogar »unsere Majolikaschüssel« ist bei Treibels »mit einer Venus und einem Cupido« (147) verziert. Herr Felgentreu hat die »hübsche Wirtschaftsmamsell« seines »Prinzipals, eines mit seiner weiblichen Umgebung oft wechselnden Witwers« (141), geheiratet, und ihre Tochter Elfriede deutet eine harmlose Bemerkung Treibels gleich als Anspielung auf ihre Beziehungen zu dem »früheren Hauslehrer«, dem »Pionierlieutenant« (115) oder gar Leopold. Ein Dialogfetzen zwischen dem Ehepaar Treibel wie der folgende spricht für sich:

»Guten Morgen, Jenny ... Wie geruht?«

»Doch nur passabel. Der furchtbare Vogelsang hat wie ein Alp auf mir gelegen.«

»Ich würde gerade diese bildersprachliche Wendung doch zu vermeiden suchen.« (82)

Auf diesem etwas anrühigen Hintergrund muß wohl auch Helene Treibels Reinlichkeits- und Tugendwahn gesehen werden, der sich in Waschwang äußert. Sie hat, wie ihr Schwiegervater findet, wie alle Hamburgerinnen »innerlich und äußerlich so was ungewöhnlich Gewaschenes« (85). Schon das Diner kann nicht bei ihr stattfinden, weil sie »Plättag« (11) hat. Ihre Tochter kleidet sie fast ausschließlich in Weiß, so daß die Kleine »sofort als symbolische Figur auf den Wäscheschrank ihrer Mutter« (87) hätte gestellt werden können. Sogar Lizzis »flachsene Haare (fallen) vor lauter Pflege schon halb ins Kakerlakige« (= Albinohafte), wie Treibel bemerkt, der überhaupt seine Zweifel hat, wenn »die Fleckenlosigkeit der Seele nach dem Seifenkonsum berechnet und die ganze Reinheit des werdenden Menschen auf die Weißheit seiner Strümpfe gestellt wird« (109). Es scheint, als ob die Hamburgerin Helene, die noch nicht gemerkt hat, daß die Engländer auch nicht mehr sind, was sie einmal waren, mit ihrem Sauberkeitstuck unbewußt gegen das bourgeoise Milieu protestiert, in das sie hineingeheiratet hat.

In keinem anderen Roman Fontanes sind die Anspielungen auf Sexuelles in einem bestimmten Milieu so dicht, denn die erotische Patina, die in *Frau Jenny Treibel* über der großbürgerlichen Welt des Geldes liegt, gehört zu den Unterscheidungsmerkmalen von der kleinbürgerlichen Welt des Geistes. Dort fehlt das Erotische auffällig sogar dort, wo es legitim wäre. Marcell erläutert

seinem zukünftigen Schwiegervater, wie schwierig er es findet, seiner Cousine gegenüber leidenschaftlich zu werden, und drückt damit womöglich Fontanes eigene Probleme aus, denn auch dieser hatte als Junge mit seiner späteren Frau gespielt: »Die Leidenschaft ist etwas Plötzliches, und wenn man von seinem fünften Jahr an immer zusammengespielt [...] hat, [...] da ist von Plötzlichkeit, dieser Vorbedingung der Leidenschaft, keine Rede mehr.« (75)

Denkt man an Polizeiasessor Goldammer im Treibelschen Milieu, der aus beruflicher Kenntnis aus erster Hand Erotisches so aufregend zu vermitteln weiß, daß »jede Versäumnis sich strafte«, dann wird deutlich, daß Fontane auch hier mit Entsprechungen arbeitet, daß Goldammers unerotisches Gegenbild der verstorbene Mann der Haushälterin Schmolke im Schmidtschen Haus ist. Er war ebenfalls Polizist, und was Frau Schmolke Corinna über ihren toten Mann erzählt, macht den Unterschied zwischen der neureichen Bougeoisie und der unverdorbenen Welt der einfachen Leute klar. Polizist Schmolke nämlich war »bei der allerschwersten (Abteilung), die für den Anstand und die gute Sitte zu sorgen hat«, und mußte unter anderem aufgegriffene Dirnen vernehmen. In der Schilderung ihrer Eheprobleme im 11. Kapitel berichtet Frau Schmolke, wie sie diese bedrohliche Nähe des Lasters gefürchtet habe, weil sie eine ständige Versuchung für ihren Mann gewesen sei: »Denn das ist ja gerade wie der Versucher in der Wüste: ›Dies alles schenk ich dir.«« (133) Aber eines Tages hat Schmolke seiner Frau die Eifersucht und die Sorgen dadurch ausgetrieben, daß er ihr »all das Elend und all den Jammer« dargestellt hat: »ich sage dir, Rosalie, wenn man das jeden Tag sehen muß un hat ein Herz im Leibe un hat bei's erste Garderegiment gedient un is für Propperität, Strammheit und Gesundheit, na, ich sage dir, denn is es mit der Verführung un all so was vorbei un man möchte rausgehn und weinen [...]« (135)

Frau Schmolkes Erzählung insgesamt bildet einen Gegensatz zur erotischen Atmosphäre im Hause Treibel, denn dort wird aus Nicht-Sexuellem durch Anspielung Sexuelles; hier wird umgekehrt das Sexuelle seiner Anrühigkeit beraubt, weil es in einen Lebenszusammenhang gestellt wird, in dem es seine laszive Attraktivität verliert. Was dann übrig bleibt, ist das alltägliche Elend oder mindestens die Alltäglichkeit des Lebens weniger bevorzugter Menschen. Kein Wunder, daß »um Corinnas Mund sich jeder Ausdruck von Spott (verlor)« (134). In solchen Details steckt Fontanes Gesellschaftskritik, die nie plakativ und direkt, aber in ihrer Subtilität nicht minder scharf ist. In solchen Details steckt seine Zeitanalyse, die das wahre Gesicht der Bourgeoisie hinter ihrer Maske von Wohlanständigkeit enthüllt.

Immer wieder wird in der Forschung auf die Schwierigkeiten hingewiesen, die Fontane mit der Vorveröffentlichung seiner Romane in den Familienzeitschriften hatte, weil man sie für moralisch bedenklich hielt, und immer wieder klingt das so, als sei das Unverständnis der Zeit dem Schriftsteller gegenüber grenzenlos gewesen. Der Satz eines Herausgebers der *Vossischen*

Zeitung über *Irrungen, Wirrungen*, das im Vorabdruck immerhin recht provozierend mit dem Untertitel »Eine berliner Alltagsgeschichte« erschien, »Wird denn die gräßliche Hurengeschichte nicht bald aufhören?«, ist bekannt.¹¹ Aber es scheint angebracht, auch einmal den umgekehrten Standpunkt einzunehmen und zu fragen, ob nicht die Zeitgenossen aus ihrer Sicht durchaus recht hatten, wenn sie Fontane für frivol hielten. Von den vielen sexuellen Gewagtheiten im Dialog abgesehen, die nach den Vorstellungen der Zeit eben nur an den Männerstammtisch gehörten, konnten sie etwa *Stine* oder *Frau Jenny Treibel* nur als beängstigend treffend und enthüllend empfinden und mit Abwehrmechanismen darauf reagieren. Was sie nicht erkannten, war, daß die Größe Fontanes als Romancier unter anderem darin besteht, daß er diese erotischen Elemente motiviert und funktional so in das Gewebe der Dichtung einarbeitete, daß sie zum Bedeutungsträger und damit für das Verständnis des Werkes unabdingbar werden konnten.

Darüber hinaus bildet Frau Schmolkes Ehebericht auch einen Gegensatz zu Jennys sentimentalem, aber haarsträubend heuchlerischem und von ihr selbst in der Praxis hintertriebenem Bekenntnis: »Ich höre so gerne von glücklichen Ehen, namentlich in der Obersphäre der Gesellschaft.« (26) Jenny setzt dabei in ihrer Beschränktheit einfach voraus, daß gesellschaftlicher Rang und »das Höhere« eins sind: »Meine Mutter [...] war immer für die besseren Klassen. Und das sollte jede Mutter, denn es ist bestimmend für unseren Lebensweg. Das Niedere kann dann nicht heran und bleibt hinter uns zurück.« (29)

Bedenkt man, wie es in den Ehen in ihrer eigenen Familie zugeht, dann wird der Selbstbetrug darin klar. Nicht sie hört in Wirklichkeit von glücklichen Ehen, sondern Corinna, für die unmittelbar nach ihrer Verlobung die Erzählung der Schmolke ein belehrendes Beispiel ist, worauf es in der Ehe wirklich ankommt. Und so fährt Corinna auf ihrer Hochzeitsreise mit Marcell denn auch »bis zum Grab der Julia« (185),¹⁴ wo die wahre Liebe zu Hause ist.

7

Die Funktion der zweideutigen Atmosphäre im Hause Treibel wird in dem Gespräch der Herren nach dem Diner am deutlichsten, denn Goldammer berichtet beim Erzählen von Geschichten über »unsre pikanteste Verkehrsader« (43), die Friedrichstraße, von einer »neue[n] Soubrette«, die von jemandem aus den höchsten Kreisen protegiert wird, und der Hausherr kommentiert: »Kapital. Sehen Sie, Goldammer, jede Kunstrichtung ist gut, weil jede das Ideal im Auge hat. Und das Ideal ist die Hauptsache, soviel weiß ich nachgerade von meiner Frau. Aber das Idealste bleibt doch immer eine Soubrette.« (44)

»Das Ideal« ist ein Schlüsselwort des Romans, und Treibel falscher Superlativ, »das Idealste bleibt doch immer eine Soubrette«, fügt der Diskussion des Idealen eine für das Verständnis des Buches aufschlußreiche Variante hinzu. Treibel und Schmidt bilden die Exponenten zweier entgegengesetzter, aber durchaus miteinander harmonisierender Typen des Idealen. Für den Professor ist »das wirklich Ideale nicht das meiner Freundin Jenny«, sondern »das Klassische, was sie jetzt verspotten, das ist das, was die Seele frei macht, das Kleinliche nicht kennt und das Christliche vorahnt und vergeben und vergessen lehrt, weil wir alle des Ruhmes mangeln«. (179)

Für Treibel stellt das Ideale in aller unambitiösen Ehrlichkeit eine hübsche Soubrette dar. Beide sind ehrlich vor sich selbst und setzen sich damit ausdrücklich von der heuchlerischen Position Jennys ab, die behauptet, daß sie »als Gattin eines in der Welt der Ideen und vor allem auch des Idealen stehenden Mannes wahrscheinlich glücklicher geworden wäre« (120), die das »Ideal im Liede« zu finden vorgibt und sich vormacht: »Ich für meine Person verbleibe dem Ideal und werde nie darauf verzichten.« (30)

Genau auf sie trifft denn auch Fontanes eigene Definition des Bourgeois aus *Von Zwanzig bis Dreißig* am reinsten zu:

Alle geben sie vor, Ideale zu haben; in einem fort quasseln sie vom »Schönen, Guten, Wahren« und knixen doch nur vor dem goldenen Kalb, entweder indem sie tatsächlich alles was Geld und Besitz heißt, umcourren oder sich doch innerlich in Sehnsucht danach verzehren. [...] jeder erscheint sich als ein Ausbund von Güte, während in Wahrheit ihr Tun nur durch ihren Vorteil bestimmt wird, was auch alle Welt einsieht, nur sie selber nicht. Sie legen sich vielmehr alles aufs Edle hin zurecht und beweisen sich und andern in einem fort ihre gänzliche Selbstlosigkeit. Und jedesmal wenn sie diesen Beweis führen, haben sie etwas Strahlendes. (ZD 16 f.)

Besitz- und Bildungsbürger, so scheint es, sind akzeptabel, solange sie ihren eigenen Prinzipien treu bleiben und sich ihre Gedanken und Handlungen in Übereinstimmung miteinander befinden. In seinem Bekenntnis zu den Soubretten erfüllt Treibel ebenso Schmidts Wahlspruch »Werde, der du bist« (179) wie dieser selbst, wenn er sich zur Antike bekennt und Jenny ihre Heuchelei vergibt, oder wie Corinna, wenn sie sich von Leopold zu Marcell bekehrt. Jenny aber ist und bleibt die Verkörperung der heuchlerischen Existenz und des Selbstbetrugs. Sie redet vom Idealen im Schmidtschen Sinne und handelt nach den Grundsätzen des Geldes.

In die Gefahr solcher doppeldeutigen Existenz geraten Treibel und Corinna mit ihren Plänen, bei denen sie ihre Lebensprinzipien verraten. Beider Plan ist daher »Ein Schritt vom Wege« (179), wie Schmidt die Treibelei seiner Toch-

ter mit einem bekannten Lustspieltitel der Zeit denn auch nennt. Beides stellt eine Verfehlung dar, aber anders als in den meisten anderen Fontaneschen Romanen wird den gebrannten Kindern in diesem heitersten seiner Werke, seiner einzigen Prosakomödie, die Möglichkeit zur Umkehr gegeben.

Anmerkungen

¹Dieter Kafitz, »Die Kritik am Bildungsbürgertum in Fontanes Roman ›Frau Jenny Treibel‹«, in: *Zs. f. dt. Philol.* 92 (1973), Sonderheft Theodor Fontane, S. 84, 74.

²Hugo Aust: »Anstößige Versöhnung? Zum Begriff der Versöhnung in Fontanes ›Frau Jenny Treibel‹«, in: s. Anm. 1, S. 108.

³Walter Müller-Seidel, S. 311 f.

⁴Ebd., S. 306.

⁵Ebd., S. 317.

⁶Richard Brinkmann, *Über die Verbindlichkeit des Unverbindlichen*. München 1967, S. 13.

⁷Harry E. Cartland, »The Prussian officer in Fontane's Novels: A Historical Perspective«, in: *The Germanic Review* LII/3 (1977), S. 183-193. Cartland hält es für typisch, daß Vogelsang zugleich auch der einzige Bürgerliche unter Fontanes Offizieren ist.

⁸Vgl. dazu »Crampas und sein Lieblingsdichter Heine und einige damit verbundene Motive in Fontanes *Effi Briest*« im vorliegenden Band.

⁹»An einem der letzten Maitage« (7) lädt Jenny Corinna im 1. Kapitel zum Diner ein, und im letzten Kapitel feiert Corinna am »Letzten Sonnabend im Juli« (183) ihre Hochzeit. Vom Handlungsjahr heißt es im 2. Kapitel, daß Treibel »seit sechzehn Jahren« (17) »nach dem siebziger Kriege« (16) in seiner Villa wohnt. Es gibt in dem Roman 3 weitere Hinweise auf die Handlungszeit, von denen 2 diese Zeitangabe bestätigen. Treibels Frage an seine Zeitung lesende Frau, »Wie steht es mit Gladstone?« (82), bezieht sich offenbar auf die englische Regierungskrise vom Mai/Juni 1886, als der Premierminister William Gladstone über die irische »Home Rule Bill« gestürzt wurde (8. 6. 1886). Auch Schmidts Bemerkung über den Kaiser, der nicht mehr »Summus Episcopus« (180) sein wolle, weist auf dasselbe Jahr hin, denn im Mai 1886 wurde im preußischen Landtag der Antrag gestellt, die Bindung der evangelischen Landeskirche Preußens, deren Landesbischof traditionell der König war, an den Staat zu lockern. Nur der 3.

Hinweis auf das Handlungsjahr stimmt nicht ganz. Jenny sagt von Corinna: Du »hast vorigen Winter auch Mr. Booth als Hamlet gesehen« (11). Der gefeierte Hamlet-Darsteller Edwin Booth, der als erster Amerikaner auch die europäischen Bühnen eroberte, eröffnete sein enthusiastisch gefeiertes Berliner Gastspiel im Residenztheater am 11. 1. 1883 mit Hamlet und trat bis Mitte Februar in verschiedenen Shakespeare-Rollen auf (vgl. dazu E. Riggles, *Prince of Players - Edwin Booth*. London 1953, S. 243-246 und C. H. Shattuck, *The Hamlet of Edwin Booth*. Urbana, III. 1969, S. 296-298). Corinna hat also Booth nicht »vorigen Winter«, sondern vor 3 Jahren gesehen. Jennys Erinnerung ist ungenau.

¹⁰Vgl. zu diesem Motiv David Turner, »Kaffee oder Milch? Das ist die Frage: Zu einer Szene aus Fontanes »Frau Jenny Treibel««, in: *Fontane-Blätter*, H. 18 (1974), S. 153-159.

¹¹Überliefert bei Wandrey, S. 213.

¹²Vgl. zu diesem Motiv Aust, a. a. O., S. 104 f.